

Über die Grundlagen der Schillerschen Kunst- und Geschichtsphilosophie

Autor(en): **Nussberger, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UBER DIE GRUNDLAGEN DER SCHILLERSCHEN KUNST- UND GESCHICHTSPHILOSOPHIE

Man darf heute noch die Sicherheit bewundern, mit welcher die ersten Herausgeber der Gedichte Schillers in der Gruppierung derselben vorgingen. Man mag sie heute nach ihrem mehr epischen oder philosophischen Charakter, nach dem Grad der Vollkommenheit und Kunst anders anordnen; jene Einteilung in drei Perioden entspricht durchaus dem Entwicklungsgang des Dichters. Auf eine erste Epoche wild-genialer Produktion, wo der junge Dichter kühn in die eigene Brust griff, eine Dichtung herauszuholen, ebenso arm an Erfahrung und Kenntnis des Lebens, wie reich an Hass und Hoffnung und Sehnsucht, folgte eine zweite der innern Arbeit an sich selbst, während der die dichterische Produktion fast ganz versiegte, und dann trat der Dichter als ein ungleich reiferer, reicher an Können und Wissen, tiefer im Gedanken, klarer und sicherer im Wollen und Fühlen vor das Publikum, um auf jenen Gebieten das Höchste zu leisten, auf denen die tastenden Versuche der Jugend gelegen hatten, im Drama und in der Lyrik.

Jene Jahre der Bildung umfassen hauptsächlich die Zeit in Leipzig und Dresden bei Körner, das Provisorium in Weimar und dann vor allem die Jahre, in welchen Schiller in Jena Geschichte studierte und dozierte bis zu dem Zeitpunkt, in welchem dem Amtsmüden Goethe nahetrat, um den in philosophischer Spekulation Gefangenen zu seinem eigentlichen Berufe, der Dichtung, zurückzuführen. Es ist vor allem die Geschichte, die in dieser Zeit der Wandlung in den Vordergrund der Interessen rückt, teils um der eigentlich dichterischen Absichten willen, teils aus dem Bedürfnis des Tages und des Amtes heraus.

Es gibt Menschen, denen die Realität des sie umgebenden Lebens die Reife der Erfahrung bietet. Mit geschlossenem Mund, der nichts zu fragen braucht, sitzen sie schon in der Schule und schauen mit Augen um sich, die aus eigener Machtvollkommenheit das Geschehen um sie herum sichten und richten. Und es

gibt andere, die die tieferen Erkenntnisse ihres Geistes aus jenen Formen des Lebens holen, in denen es schon gesiebt und gesichtet erscheint, aus Dichtung und Geschichte. Schiller gehörte zu diesen letztern. Wenn Goethe die lange gesuchte und vorbereitete Entwicklung zu einem neuen Menschen und Dichter erst in der lebendigen Anschauung der Antike, in Italien zu durchbrechender Reife brachte, so fand Schiller die in sich ruhende Festigkeit in einsamen Studien des Gelehrten.

* * *

Die Geschichte war für Schiller die große Rüstkammer seiner dramatischen Muse. Aus ihr holte er sich die Exempel für seine Ideen, sie bot ihm die reale Anschauung für seine Spekulation. Das Leben, das ihn umgab, erschien ihm als physiognomielose, gemeine Wirklichkeit. In der Geschichte erst fand er Menschen, Größe, Schicksal, hier erst wurde das Gesetz, das regierte, sichtbar. Der einzige Goethe neben ihm war ihm eine Erscheinung von faszinierender Anziehungskraft, ein wundersames Komplement zu seiner eigenen Natur, über das er tiefsinnig grübelte; sonst sah er über das Gehudel unter ihm mit der Souveränität des Genius hinweg und handelte mit der vorurteilsfreien Diplomatie des Weltmannes. Hat sein Leben so etwas von Politik an sich, so waren ihm umgekehrt die Akten der hohen Politik ein Buch des Lebens, in dem er unermüdlich blätterte. Die Wirklichkeit vermochte er nicht anders als satirisch zu behandeln, in der Geschichte erst fand er die Bedeutung des Geschehens, nach der sein Pathos verlangte, sie erst lockte aus seiner Brust den hohen Ton des Lebens.

Indem er nun in diesem Buche das Rollen des Schicksals verfolgte, gestand er sich, die Weltgeschichte sei das Weltgericht. Aber er selbst, der Dichter, fühlte sich wieder eine noch höhere Instanz, und wo die Gerechtigkeit des irdischen Lebens der poetischen Gerechtigkeit nicht entsprach, änderte er selbstherrlich zugunsten von dieser. Auch er hatte der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen, und wo die Unzulänglichkeit der Realität kein reines Bild ergab, hatte sie sich zu opfern, nicht die Idee. Indem er so zugunsten seines eigensten Weltbildes formte und umformte, blieben von den durch die Geschichte ge-

botenen Materialien kaum viel mehr als eine Anzahl von Namen, die Größe der Proportionen und eine Reihe nackter Tatsachen. Die Menschen, ihr Lieben und Hassen, ihre Handlungen und der Zusammenhang des Geschehens, das war endlich nur noch Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geiste.

Was Schiller zur Geschichte hindrängte, war das Gefühl eines gewissen Mangels. Seiner Dichtung fehlte die Fülle des Details, seinen Menschen der individuelle Zug. Sie hatten alle etwas Schemenhaft-Konstruiertes, zumal seine weiblichen Figuren. Und dann empfand der Weltkundige wohl auch eine gewisse Unsicherheit in der Motivierung ihres Handelns. Die Menschen kennen zu lernen in dem Besondern ihres Gebarens, in der Besonderheit ihrer Triebe, kurz innere und äußere Menschenkenntnis, das war das Ziel seines geschichtlichen Studiums. Seine Dichtung sollte hinfort viel gründlicher auf das wirkliche Leben fundamementiert sein. Es kennzeichnet den ganzen Umschwung seines Schaffens, dass vor jener Periode der innern Umwälzung der Don Carlos und, die Legitimation für seine Professur, die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ liegen und zwar so, dass das wissenschaftliche Werk der Dichtung folgt, während, am Ende derselben, die Darstellung des dreißigjährigen Krieges als eine Studie zum Wallenstein diesem um viele Jahre vorangeht.

* * *

Wenn wir die Werke Schillers nach dem Bildungsstoff mustern, der in seine Dichtung übergegangen ist, so stehen neben den geschichtlichen und philosophischen Schriften die medizinischen Abhandlungen, und wir haben uns zu erinnern, dass Schiller ein ausgebildeter und eine Zeitlang auch praktisch ausübender Arzt war. Man vergisst das leicht, so wenig Spuren finden sich davon in seinen Werken. Außer den paar Zynismen der Räuber und der Widmung der Anthologie „An meinen Prinzipal, den Tod“ kaum nennenswerte, und die Äußerungen über seine eigene Erkrankung aus späterer Zeit verraten eine auffallende Naivität der Anschauung in ärztlichen Dingen.

Manchmal will es uns scheinen, als ob für Schiller das juristische, für Goethe umgekehrt das medizinische Studium glücklichere Wahl gewesen wäre. Abgesehen vom Götz von Berlichingen, der

gesättigt ist von historisch-juristischem Denken, verraten die Dichtungen Goethes kaum den Juristen, wie denn auch ihre Sprache, frei von aller übereifrigen Schärfe, in jener menschlich-schönen Gelassenheit einherschreitet, die der Grundzug seines Wesens wie seiner Lebensführung war. Sie leuchtet, frei von allem Formen-dienst, auch dort in edler sachlicher Tüchtigkeit vor, wo die Gefahr am nächsten gelegen hätte, der Tradition obligater Burea-ukratie nachzugeben: in seinem Staatsdienste. Umgekehrt wissen wir, wie universell sein Interesse den Erscheinungen zugewendet war, die in das Gebiet der Naturwissenschaften gehören. Schiller andererseits liebt es, der Anwalt seiner Helden zu sein. Kaum eines seiner Dramen ist ganz frei von rabulistischen Spitzfindigkeiten, sei es durch die allzu pointierte Formulierung des Konfliktes, sei es durch die Führung der Handlung, die zur Intrige, zur listig-schlauen Diplomatie neigt, und gerne münden sie in einen allge-meinen Urteilsspruch über Schicksal und Leben, Schuld und Sühne aus. Auch für Schiller galt die Ansicht Ibsens, Dichten heiÙe Gerichtstag halten.

Dennoch sind die medizinischen Schriften Schillers nicht ohne Bedeutung für die Beurteilung seiner Geistesrichtung, ja sie führen geraden Weges zu dem Zentralproblem seines ganzen Denkens, das die Axe seiner Weltanschauung und den Ausgangspunkt für seine gesamten ästhetischen und geschichtsphilosophischen Theo-rien bildet.

Die erste der beiden Examenarbeiten, die „Philosophie der Physiologie“ lässt den philosophischen Grundzug in Schillers Wesen deutlich erkennen. Statt als gelehriger Schüler den Erscheinungen der Lebensvorgänge aufmerksam zu folgen, um sie aus sich her-aus zu verstehen, flüchtet der Schnellfertige auf das Gebiet theo-retischer Betrachtung, um mit einer Hypothese über die Bedeutung derselben sich seiner Aufgabe zu entledigen. Statt sorglich der Natur nachzugehen, tritt er ihr, außen stehen bleibend, mit der Waffe des Gedankens gegenüber.

Diese Art der Naturbetrachtung ist Schiller eigentümlich ge-blieben. Goethe klagt, Schiller habe der Natur, die ihn doch wahrlich nicht stiefmütterlich behandelt hätte, immer misstrauisch und ungerecht gegenübergestanden. Sie allein genügte ihm nicht, die er doch als Dichter nicht entbehren konnte. Es ist seine

Doppelnatur, über die er selbst so wehmütig klagt: der Dichter überrasche ihn, wenn er Philosoph sein wolle, der Philosoph beim Dichten, und die hinwiederum in der Zeit seiner Reife zu schönster Eigenart sich harmonisch verband. Sie lässt ihn jetzt, zum Entzücken Wilhelm von Humboldts, vom zweifelnden Flügel des Schmetterlings reden, von der ruhigen Bläue des Himmels, vom energischen Licht, vom Geheimnis des Waldes. Überall ist es der Geist, der, in die sichtbare Natur hineingetragen, sie zu beredterem Leben erweckt.

Führt die erste der beiden medizinischen Arbeiten Schillers vom naturwissenschaftlichen in das Gebiet der Philosophie hinüber, auf dem sich Schiller heimischer fühlte, so behandelt die zweite das Problem, das Schiller zeitlebens im Mittelpunkte seines Denkens geblieben ist. In der ersten, zurückgewiesenen Arbeit flüchtet der Theoretiker vom körperlichen in das Gebiet des Gedankens, um von hier aus Zusammenhänge jener andern Welt zu beurteilen, in der zweiten nimmt der Schüler den Zwiespalt des Körperlichen und Seelischen selber zum Gegenstand der Betrachtung, um auf diesem Lieblingsfeld eine Spekulation nun ausreichende Früchte der Arbeit zu zeitigen. „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ lautet der Titel.

Über die Konkordanz dieser beiden Welten, die in jedem Einzelnen leben und von jedem Einzelnen in Übereinstimmung gesetzt und darin gehalten sein wollen, sinnt also schon der zwanzigjährige Jüngling mit dem Eifer wissenschaftlichen Strebens, mit den Ideen über diesen Gegenstand baut der Philosoph später seine ästhetischen und historischen Theorien auf, mit ihnen rüstet sich der reife Dichter zur Darstellung menschlichen Schicksals.

Schillers Weltanschauung ruht durchaus auf dieser Doppelnatur, in die ihm die Welt und die Menschen zerfallen. Es ist ein ausgesprochener Dualismus und im Grunde die Überzeugung, auf der das ganze Mittelalter aufbaute, ausgehend von der Superiorität eines freien Geistes über einen schwachen und sündhaften Leib. Wir stellen dieser Betrachtungsweise gerne den Monismus Herders und Goethes gegenüber — „Natur hat weder Kern noch Schale“ — und lassen mit diesen Ideen das naturwissenschaftliche neunzehnte Jahrhundert beginnen, zu dem wir uns selber stolz rechnen.

Die Gegenüberstellung besteht zu Recht. Wenn wir nur nicht mit unserer Theorie vom psychophysischen Parallelismus der Schillerschen Anschauung in eine Nähe gerückt wären, die sie wieder als hochmodern erscheinen lässt. Wenn Schiller heute noch einmal geboren würde, könnten wir es erleben, dass er mit der ihm eigenen Energie und seinem Sinn für das absolut Zeitgemäße sich hinter die experimentelle Psychologie machen würde, um nach langen Versuchsreihen und Entdeckungen schließlich zu erklären, dass für seine Zwecke auf diesem Wege nichts zu holen sei. In der Tat dämmert da und dort, trotz Apparaten und Instrumenten, trotz Methode und Statistik die Erkenntnis, dass mit ihnen die alten philosophischen Probleme nicht gelöst, nicht überholt und abgetan, nur in den Hintergrund gedrängt und wohl eine Zeitlang vergessen worden sind.

* * *

Unter den eigentlichen philosophischen Schriften des späteren Schiller nehmen ein paar kleinere Aufsätze, die in ihrem Gedankengang noch recht deutlich zeigen, wie ungewohnt Schiller der neue Boden war, auf dem er sich bewegte, eine mehr untergeordnete Stellung ein. Dagegen gelten drei größere Abhandlungen als seine eigentlichen Hauptwerke, die Aufsätze „Über Anmut und Würde“, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Im ersten versucht Schiller eine Analyse des Schönen, im zweiten sucht er sich über die kulturelle Stellung und Aufgabe der Kunst Rechenschaft zu geben, der dritte Aufsatz entwirft, von dem persönlichen Gegensatz Schillerscher und Goethescher Kunst ausgehend, ein System der Dichtungsgattungen und bietet etwas wie eine systematische Poetik.

Die Arbeiten Schillers sind der Lektüre Kants entsprungen, als dessen Schüler die Geschichte der Philosophie Schiller immer nennen wird. Es bleibt bewundernswert und ein Zeugnis seiner philosophischen Begabung, mit welcher Sicherheit Schiller nach dieser modernsten und zugleich größten Erscheinung seiner Zeit griff, als ihm feststand, er habe Philosophie zu studieren. Und dann liest er sich in diesen sprödesten aller Philosophen ein, bis er ihm eine Sprache redet, an der sich das eigene Feuer des Gedankens zur lodernden Flamme entzündet. Nicht die Abhängigkeit, das

Ausgehen von Kant bleibt für die Schillersche Philosophie einer ihrer größten Ruhmestitel.

Geschichte und Philosophie, das sind die beiden Elemente, in welche die Dichtung Schillers dem Analytiker zerfällt. Dem Stoffe nach ist sie Geschichte, dem Geist und Gehalt nach ist sie Philosophie. Schon daraus ist ersichtlich, dass die Philosophie dem Zentrum des Schillerschen Geistes am nächsten kam. Zur Medizin zwang ihn die Not der Verhältnisse, und sie wurde ihm nur erträglich, indem er sie vom Standpunkt des Philosophen aus behandelte. Das Studium der Geschichte entsprang dem Bedürfnis des Dichters, aber zugleich dem Drang, einem Mangel abzuhelfen, eine Blöße zu decken. Philosophie studierte Schiller mit dem Bewusstsein, sich in seinem innersten Wesen, in seiner Kraft und Eigenart zu stärken und seiner selbst bewusster zu werden. So behandeln denn auch seine philosophischen Arbeiten alle Fragen, die seinem persönlichen Wesen und Bedürfnis entspringen, die Lebensfragen für ihn waren. Ihn verlangte, nicht in einem dunkeln Drange, halb unbewusst, eine Konfession auf das Papier zu wühlen, die selber nacher wie eine Offenbarung war. Wie er seine Pläne gern besprach und hin und her wendete, so war ihm Bedürfnis, über seine Eigenart als Dichter, über das Wesen seiner Kunst, über die Möglichkeiten anderer Arten und über den Zweck und die Aufgabe, die er mit seinem Schaffen zu erfüllen hatte, zu reflektieren.

* * *

Die Schönheit, als der Gegenstand künstlerischer Darstellung, erschien Schiller als eine zweifache. Entweder war es eine Schönheit der Anmut, oder es war eine Schönheit der Würde. Anmut war für Schiller der sinnenfällige Ausdruck seelischer Harmonie, des Gleichgewichtes zwischen den Kräften, die den Menschen mit der Körperlichkeit dieser Welt verbinden, und seinem unabhängigen geistig-sittlichen Wesen, zwischen den Sinnen als den Anwälten seines Leibes und dem innersten Tribunal seiner Seele. Kommt es zwischen diesen beiden Mächten nicht zum Konflikt, so erscheint als Gewähr des seelischen Friedens im Tun und Lassen dieses Menschen der Ausdruck der Anmut. Würde aber ist der Ausdruck desjenigen, in dem jene beiden Mächte der Sinnlichkeit

und der Sittlichkeit im Kampfe miteinander liegen, so, dass der Geist über die Bedürftigkeit des Körpers siegt. Sie ist der Ausdruck eines Triumphes des Geistes über den Körper, des Absoluten über das Bedingte, der Ausdruck der Freiheit.

Schon hier ist der Gegensatz Goethescher und Schillerscher Dichtung lebendig, der dann vertieft und erweitert in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ wiederkehrt, der Gegensatz einer Kunst, die in der Schönheit dieser Welt der Sinne aufgeht und sie als ein schlechtweg Vollkommenes, Erstrebens- und Genießenswertes, als ein Letztes hinstellt, hinter dem das Nichts liegt, und einer andern Kunst, die sich über diese begrenzte Welt hinweg hebt, einem Unbedingten, Idealen zustrebend, von dem aus sie auf diese reale Welt als auf ein ewig Unvollkommenes, Hemmendes und Erniedrigendes fast feindlich zurückblickt.

Es hängt mit dem Wesen der Kunst zusammen, wenn ihr für die Entwicklung der Menschheit im heutigen Augenblick eine ganz einzigartige Bedeutung zukommt. Sie wendet sich — und nur sie allein — an den Geist und die Sinne des Menschen zugleich. Sie spricht zu seinem Intellekt, indem sie im Symbol sich mit der Erscheinung an seine Sinne wendet. Und sie bietet den Sinnen einen Genuss, der doch nicht, wie jeder andere, im Genuss auf- und in Überdruß und neuer Begier untergeht, sondern zu ernster Betrachtung alle Seelenkräfte sammelt. Ihr Eindruck führt gerade zu jener Ganzheit der Natur zurück, die dem heutigen Menschen des Zwiespaltes, der Einseitigkeit und Spezialitäten verloren gegangen ist. Er krankt an Überspannung auf der einen Seite, an einer Leere und Unbefriedigtheit auf der andern, und das verlorene Gleichgewicht, der Augenblick eines Sich-Herr-Fühlens über alle seine Kräfte, eines Verfügen-Könnens über die Totalität seines Wesens: diesen höchsten Moment des Daseins, der im Getriebe des Tages ein ewig erstrebtes, nie erreichtes Ziel bleibt, ihn führt für Augenblicke wenigstens die Kunst in ihrer Wirkung auf die menschliche Seele herbei. Wenn es aber wahr ist, dass die heutige Menschheit an einem Zwiespalt ihrer Seele krankt, dass ihr dringendstes Bedürfnis die Überwindung dieses Zustandes ist, wenn es wahr ist, dass mithin das allernächste Ziel menschlicher Entwicklung die Wiedergewinnung ihrer Totalität,

der Ganzheit ihrer Natur ist — und es ist wahr, das fühlen wir alle nur zu gut, haben wir alle unter Schmerzen nur zu gut erkannt — dann kommt der Kunst als der alleinigen Macht, die heute jenen höheren Zustand heraufbeschwören kann, für die Wiedergewinnung dieses tausendjährigen Reiches eine ganz einzige Bedeutung zu. Sie allein besitzt das Geheimnis, in dieses Reich zu führen, und der Dichter ist der geweihte Pförtner, der an den Toren des Paradieses steht. Ihm kommt, wie in den Urzeiten, wieder Seherkraft und Priesteramt zu.

Jener Gegensatz Goethescher Kunst und eigener Schaffensart kehrt noch einmal als Grundlage eines ganzen ästhetischen Systems in der letzten der Abhandlungen Schillers wieder, in dem Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Naiv ist die Dichtung, welche in der Darstellung der objektiven Welt aufgeht. Ihr endliches Ziel ist die absolute Treue der Natur. Aber nur der geniale Dichter wird davor bewahrt bleiben, die flache Unbedeutendheit zum Gegenstande seiner Darstellung zu nehmen. Als Unbewusstes muss in ihm das richtende Wählen des sentimentalischen Dichters liegen. Ist aber seine Aufgabe eine endlich-begrenzte, so liegt es doch in seiner Macht, in der Erreichung des Zieles ein schlechtweg Vollkommenes zu leisten.

Nicht so glücklich ist der sentimentalische Dichter. Sein Gegenstand ist eigentlich das jenseits aller Erscheinung liegende Ideale. Indem er es aber nur durch die Realität dieser Welt darstellen kann und auch als Mensch dieser Welt selber nur ein trübes Bild seiner Vollkommenheit in der Brust trägt, wird er ewig hinter dem gesteckten Ziele zurückbleiben. Dafür aber ist freilich dieses Ziel selber ein um so höheres, bedeutenderes, ein unendliches.

Indem nun Schiller das Verhältnis von Ideal und Wirklichkeit in alle möglichen Variationen setzt, gewinnt er verschiedene Gattungen sentimentalischer Dichtung, die ein ganzes System von Dichtungsarten bilden, und welche er genial mit den Namen der alten bekannten Dichtungsarten belegt, die auf diese Weise einen ganz neuen, überraschenden und vertieften Sinn bekommen. Bleibt der sentimentalische Dichter in den Schranken dieser unvollkommenen Welt, die er vom Standpunkte des Ideales aus betrachtet, so wird seine Dichtung notwendig zur Satire. Klagt er über ein

entschwundenes goldenes Zeitalter, so dass das Ideal als ein verlorenes Jugendland erscheint, so atmet seine Dichtung die Wehmut der Elegie. Schildert seine Phantasie aber ein ideales Dasein als einen schönen Traum und spiegelt ihn als Wirklichkeit vor, so ist seine Dichtung eine Idylle.

ZÜRICH

M. NUSSBERGER

(Schluss folgt.)



JULIUS RODENBERG UND DIE SCHWEIZERDICHUNG

Der Mitdenker und Mitdichter unserer bedeutsamsten künstlerischen Ausstrahlungen im letzten halben Jahrhundert feiert in diesen Tagen mit Geistesgaben, die „herrlich wie am ersten Tag“, seinen achtzigsten Geburtstag. Die Schweiz gedenkt seiner freudig; denn in jenes helle Kapitel der Schweizerdichtung, das kein dilettantischer Schnörkel verunziert, in das Kapitel: Gottfried Keller und C. F. Meyer, glänzt als freundlicher Schicksalstern der Name Julius Rodenberg.

Der junge Ferdinand Brunetiere soll auf die Frage, was er werden wolle, prompt erwidert haben: Directeur de la Revue des deux Mondes et membre de l'Académie! Auch Rodenbergs Ehrgeiz, der mit Goldschnittversen debutierte, ging nach der Leitung einer Revue großen Stiles. Aber das deutsche Talent, Revuen zu gründen, ist ganz verschieden von dem gallischen. Der Deutsche hebt sie aus der Taufe, fast jedes Jahr aber sterben sie an den Säuglingskrankheiten. Der Franzose ist glücklicher. Er hat viel weniger Taufen von neuen Revuen, dagegen feiert er die Jubiläen der glücklich groß Gewordenen. Vom Deutschen sprach ich. Warum nicht vom Schweizer? Der im Zeitschriftgründen als Klassiker des Misserfolges sich auf eine Tradition bis zu Bodmer und Breitinger berufen kann; denn die Schweiz hat damals in zwei Dezennien zwei Dutzend Revuen zu Grabe getragen. Eine liebliche Folge unserer notorischen Geschmacks-sonderbündelei, die auch in der deutschen Romantik so weit gedieh, dass fast jeder Führer sein „Organ“ schuf. Rodenberg musste daher neben ungewöhnlichen literarischen Gaben auch ein Diplomaten-geschick besitzen, dass er „die Rundschau“ so sicher durch zweiundvierzig Jahre steuerte. Er lauschte wie Herder in die Welt hinein, und was köstlich und dauergehaltig in ihr schien, das sollte in künstlerischen Reflexen „die Rundschau“ ausstrahlen. Wie er selber im Privatgespräch leise spricht, so sollte „die Rundschau“ vornehm und still durch die Zeit schreiten: Keine Blenderin, noch weniger eine Buhlerin um die Unsterblichkeit des Tages. Es bleibt ihr Ruhm, dass jene deutschen Gelehrten, in deren Seele aber auch eine gestaltende Künstlerkraft ruht, auf ihren Blättern um die Form des tiefgehaltenen Essays rangen. Wenn auf den besonders beredsamen Kanzeln der Berliner Uni-